

Guggisbärger Münsterli

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Trotzdem kann ich fast sagen, daß ich das Geld ehrlich verdiente. Ich meine mit meiner furchtbaren Angst und dem lastenden Gefühl der Ungerechtigkeit, die ich beging. Ich hatte Angst, daß der Viehhändler plötzlich auf die Idee kommen könnte, noch einmal die Brieftasche zu öffnen und das Geld nachzuzählen. Nun, ich hätte ja so tun können, wie wenn ich nichts gesehen hätte. In Wirklichkeit betrachtete ich das Geld schon als in meinem Besitz, ich rechnete auch bereits nach, wie ich das Geld am beste verwenden würde. Auch wartete ich mit Bangen darauf, daß die drei endlich aufbrechen und mich mit meinem Schatz allein lassen würden. Mich in ihrer Anwesenheit zu bücken und das Geld aufzunehmen, das wagte ich nicht. Die ganze Geschichte kommt mir heute fast wie eine Folterung vor. Wir kleinen Leute leiden ja oft furchtbar darunter, wenn wir es wagen, uns gegen die Gesetze zu vergehen. Ich glaube es war meine schwerste Stunde in meinem Leben. Denn sie müssen nicht außer Acht lassen, daß ich vorher nie so etwas getan habe, und daß ich immer ein senkrechter und anständiger Mensch war. Man sagt zwar, Selbsttruhm stinke, aber so etwas darf man sagen, wenn es der Wahrheit entspricht. Stellen Sie sich zum Beispiel einmal den Fall vor, der Viehhändler wäre plötzlich aufgestanden und hätte meinen Fuß von der Note weggezogen! Es war ja nicht auszudenken.

Entschuldigen Sie, ich muß wieder einmal einen Schluck nehmen, die Zunge ist mir ganz trocken geworden. Prost!

Die drei sind dann doch endlich gegangen. Als die Tür hinter ihnen ins Schloß klappte, war mir, ich könnte erst jetzt wieder richtig aufatmen. Nun war es ja überstanden. Ich trank schnell mein Bier leer und als sich die Kellnerin einmal abwandte und mir den Rücken zuehrte, bückte ich mich schnell und steckte das Geld in die Tasche. Es brannte mir aber keineswegs an den Fingern, wie das in den Romanen so hübsch geschrieben wird. Dann zahlte ich mein Glas Bier und stieg in mein Zimmer hinauf. Geschlafen habe ich in jener Nacht ausgezeichnet, das behauptet man ja auch von den Mördern, mit meiner Tat konnte ich es zwar nicht in Beziehung bringen. Sie dürfen mich nicht mißverstehen, ich bin kein schlechter Mensch, wenigstens nicht schlechter als andere, ich habe nicht das geringste auf dem Kerbholz und die fünfzig Franken nahm ich nur deshalb, weil ich sicher wußte, daß der Viehhändler das Geld nicht so notwendig brauchte wie ich. Wissen Sie aber, was ich mit dem Geld gemacht habe? Die Kindbettkosten für meine Frau habe ich damit bezahlt. Bin ich nun ein gemeiner Kerl? Es war Diebstahl, das stimmt, aber glauben Sie, der Viehhändler hat unterdessen wieder manchem Schuldenbäuerlein das Leben veräuert. Wenn ich nur ein Tausendstel jener Unverfrorenheit besitzen würde wie mancher Kriegsgewinnler, dann würde ich mich nicht jetzt noch wegen dieser Bagatelle so aufregen, unferne ist eben viel zu ehrlich. Ich bin sonst eine ehrliche Haut, aber in jenem Augenblick konnte ich einfach nicht anders handeln.

Sprüch

vom Daniel Sterchi

Wenn ds Trögli tuet gnepfe
muesch underlegge,
und zwar ihm sälber,
nid em Husegge.

I gsägnete Jahre
cha dr Bur i d'Stadt fahre;
isch d'Aern aber sälber
man er d'Sach sälber.

S'isch mängisch zum Lache:
Verstand un alti Sache
findet me niene
we si eim chönnt diene.

Hesch scho mänge Fluech gseit
u s'het der nüt abtreit;
tätisch „Hälf=mer=Gott“ säge
de gieng es hingäge.

Guggisbärger Münsterli

Ein lustiger Streich wird erzählt von einem tüchtigen und sehr geschickten Zimmermann aus dem Winterkraut, Gemeinde Rüschegg. Dieser kam einmal in Geschäften nach Bern an die Matte. Dort sah er auf einem Platze Arbeiter seines Berufes, beschäftigt Holz zu behauen. Nachdem er ihnen, das Knie und die Hände auf seinen Stecken gestützt, eine zeitlang zugeschaut und vielleicht über ihre Ungeschicklichkeit gelächelt hatte, fragte ihn einer der Arbeiter, dem sowohl das Aus- wie das fortwährende Zusehen des „dummen Guggisbergers“ nicht sonderlich zusagen mochte, ob er etwa auch probieren wolle, ob er der Schnur nach hauen könne. „Weeß na'isch nid, aber me cha ja probiere“, meinte Hans gutmütig. Auf die Frage, ob er eine „linke“ oder eine „rechte“ Art wolle, erwiderte er: „Da'isch deich öppa d's Glya.“ Nun probierte er zuerst rechts, hieb einige Streiche etwas tölpisch, aber immer schnurgerecht; dann immer gewandter bewegten sich in regelrechtem Takte die Arme, immer glatter wurde der Schnitt. Dann machte er eine Pause und verlangte eine „linke“ Art. Jetzt probierte er nicht zuerst, sondern wie vorher rechts so ging's nun links; flink und sauber war die Arbeit, so daß die ganze Gruppe der Arbeiter ihn verwundert umstand und erstaunt zuschaute.

Endlich sagte er, er wolle nicht für sie alle arbeiten; er habe jetzt schon gesehen, „er hätti ds Zimmere bigescht o glehrt, wenn

er opp o drzue cho we“. Aber jetzt wolle er noch eine Wette mit ihnen machen. Alle horchten neugierig. Er wette einen „Bäzen“, er wolle die linke schwere Art hier über die Aare ans jenseitige Ufer werfen. Als alle ungläubig die Köpfe schüttelten, langte er langsam in sein „Wesseltäschli“, zog einen „Bäzen“ hervor und legte ihn auf ein Stück Holz. Als die andern daraus sahen, daß es ernst gemeint sei, taten sie ein Gleiches. Hans nahm, innerlich lachend, das wuchtige Beil, wog es langsam in der Hand, schwang es bedächtig und kräftig zwei-, dreimal; — setzte dann wieder ab, indem er bemerkte, er glaube doch, er müsse seinen „Bäzen“ verlieren. Die vermeintliche Verlegenheit des Guggisbergers reizte aber die Arbeiter und sie ermunterten ihn alle nur zu werfen. Eben das hatte er gewollt, sie sollten ihn heißen, das zu tun was er beabsichtigte. Noch einmal schwang er kräftig das Beil und — warf es richtig weit in die Aare hinaus. Zuerst wollten die Burichen schadenfroh lachen, daß der Guggisberger nun seinen „Bäzen“ verloren. Sogleich dachten sie aber an den Verlust des Beils und wollten nun auf das „Mantschi“ los; das sagte aber ganz einfach: „I han echs ja gfit, i werd mi Bähe müesse verliere; dr hit ja gfit es machi nüt. Gabt richets mira umhi.“ Wandte den Rücken und ging davon und ließ die Angeführten stehen.